

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 42

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schweiz in Wort und Bild

Nr. 42
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
19. Oktober
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Ausklang.

Von Elsie Pessina.

Nun ist es Herbst. Und meine Seele ist voll reifer Tränen,
Ist wie im alten Parke die Fontänen,
Die eines Sommers lange Glut getrunken.

Sie läßt wie jene in ängstlich-atemlosen Intervallen
Die sommersonnenschweren Tropfen fallen,
Die wärmend tief in sie hineingesunken.

Und langsam werden Seele und Fontäne kälter
Und werden stumm. — Marmorbehälter
Für frostgestorbene Wasser und für Lieder,
Worauf sich sacht ein grauer Winter läßt hernieder.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poed.

Das bebte in seinen Grundfesten. Besorgt blickte Güldenapfel nach den klirrenden und klappernden Fenstern und Türen. Wahrhaftig, das ganze Gebäude wadelte. Hoffentlich schlug der Sturm es nicht zusammen. Dann konnte es unmöglich werden. Gottlob, Peter hatte Licht gemacht. Punschwasser, Wein, Zucker standen auf dem Tisch. Aber wo war er selbst?

„Nun komm, Junge, sei kein Frost!“ rief Güldenapfel in die Küche. „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.“

Aber Peter antwortete nicht. Der Kommerzienrat sah nach. Da lag er in seiner Alkovenbüze, den Kopf nach der Wand zgedreht. Er fieberte und wollte nicht aufstehen.

Der Kommerzienrat mußte seinen Weihnachtspunsch allein trinken.

Läden und Vorhänge waren nicht an den Fenstern. Das Dunkel draußen wurde schwärzer. Die See weißer. Die Flut höher. Die Brandung wilder. Schaum, Gischt, Eisstücke prasselten bei jedem neuen Brecher gegen Mauern und Scheiben. Die Eisschollen rödelten und knirschten, malten und stießen mit ihren Widderköpfen gegen die Menschenburg aus Erde und Mörtelwerk. Das konnte 'ne nette Spektakelnacht werden. Das Muster einer Zwölfnächterreihe, in der der ganze Robold-, Hexen- und Teufelsspuß der alten Chauken oder wie die hier um Christi Geburt ansässigen Fischesser sich genannt haben mochten, wieder lebendig wurde.

Wie sollte man die Gesellschaft anders als mit Madeirapunsch zum Tempel hinausjagen? Prost!

Verflucht nochmal! Da klirrten die Fensterscheiben in

die Stube. Die Bande warf mit ganzen Eisstücken! Schwapp! Die ganze Bude voll Gischt! Der Kommerzienrat verzog sich mit Lampe und Punschglas in die Kammer. „Schläfst du, Peter?“

„Wer kann bei solchem Lärm schlafen“, sagte Peter, sich herumwälzend.

„s ist 'n Spektakel als sollte die Welt untergehn! Aber wir werden's schon aushalten. Willst du jetzt 'n Punsch?“

Klappernd vor Frost nahm Peter das Glas und trank.

„Na, Junge, sei 'n bißchen vergnügt. Ist der Madeira nicht großartig? Die Nacht geht auch hin. Morgen flaut der Wind ab. Dann flitschen wir nach Husum und in einem Rutsch nach Hause. Und holen alles nach.“

„Nein, Christian Paulsen, ich will's nicht wieder tun“, murmelte Peter vor sich hin.

„Was brummelst du da? — Na, und dann zu Neujahr machst du deinem alten Meister deine neue Aufwartung. Mit 'nem Brief an die hübsche, vornehme, fünfzige Mama in der Tasche.“

„Natürlich müssen wir die Kremper anziehen“, fieberte Peter weiter.

„Kremper? Unsinn! Kai Jessen bringt uns hudepad, gänzlich trocken in seinen Ewer. Sowie ich dich mal in eine so glänzende, trockene Position bringen werde, wie nur je 'n Millionär seinen Sprößling.“

„Mein Vater hat soviel Geld, Paulsen, er kann die ganze Hallig kaufen“, murmelte Peter.

„Junge, damit hast du wieder den Nagel auf 'n Kopf getroffen. Was bedeutet für Leute wie uns der Staat? Und nun gar erst so 'n Staatsanwalt? Die schieben wir an die Seite, wie's uns paßt. Die pöbeln wir uns ein, Peter. Sie glauben, sie haben die Macht. Aber das Brecheisen zur Macht, mein Junge, das Geld — das haben wir.“

„Hu wie das Wasser gurgelt!“ schrie Peter, in seinem Alkoven in die Höhe fahrend.

„Was? Wahrhaftig, du hast recht“, sagte Güldenapfel, das Bunschglas aus der Hand schüttend und lauschend.

Peter stand, aus seinen Fieberträumen erwacht, neben seinem Vater und lauschte gleichfalls. Draußen rüttelte der Sturm am Hause, die Brecher warfen ihren Gischt und Eisschlamm gegen die Mauer und die Schollenmassen donnerten gegen den Erdwall. Aber in den Pausen hörte man deutlich ein dumpfes, gurgelndes Geräusch aus dem Werftinnern.

„Das ist das Wasser aus dem faulen Grund!“ flüsterte Peter voll Entsetzen.

„Unsinn, Junge!“ Durch den Beton dringt das Wasser nicht. Aber ich will nachsehen.“

„Und ich geh mit!“

Beide warfen sich in ihre Mäntel und traten auf die Werftkappe. Jetzt war das Bild völlig verändert. Der Mond war aufgegangen und warf sein volles, weißes, kaltes Licht durch das zerteilte jagende Gewölk über Werften und Meer. Wie silberne Rossen kamen die breiten Seen von draußen hereingejagt, schleuderten ihre kaltweißen Gischtmähnen in die Lüfte, hüllten die drei Werften draußen in schäumende Brandungsmäntel und rollten die Schollen und Eisberge wie Spielkugeln vor sich her.

„Als wären es Tiere, die uns auffressen wollten!“ schauderte Peter, in den Wirbel blickend.

„Ans frisst niemand. Die Werft ist ab — so — lut flut sicher“, sagte Güldenapfel.

Dann stießte er den Kopf durch eins der Kellerfenster des Fabrikbaues und leuchtete mit seiner elektrischen Taschenlampe hinunter.

„Da ist es!“ rief er. „Das blanke Wasser! Man sieht's am Strudel, es kommt aus der Erde. Macht nichts, Peter! Bis zur Werftkappe kann es doch nicht kommen, die ist hoch genug. Läßt es gurgeln! Wir feiern weiter!“

„Wir...? — Aber wer feiert denn da drüber?“

„Wo?“

„Auf der Kirchwerft!“

„Du siehst wohl mit 'ner Fieberbrille?“

„Nein, die Kirche ist ganz hell!“

„Wahrhaftig — die ist ganz hell. Und vorhin war sie dunkel.“

„Aber das ist doch ganz unmöglich, daß dort Menschen sind.“

„Wer sollte aber sonst feiern?“

„Vielleicht die andern, die...“

„Hahaha. Ja die! Die alten Halligwifinger, deine Freunde. Heute beginnen ja wohl ihre zwölf Urlaubsnächte. Komm, Peter, wollen ihnen zuprosten!“

„Sie möchten uns 'nen schönen Dank herüberschicken. Ich kriech in die Koje und zieh mir die Decke über die Ohren. — Aber — wo ist denn auf einmal das Pastorenhaus?“

„Wahrhaftig! Verschwunden! Und vor 'ner Minute war's noch da.“

„Die See muß es weggeschlagen haben. — O Gott und da! Die Kirche!“

Peter wies mit starrem Finger und entsetztem Gesicht nach dem Ort hinüber, wo soeben noch die hellen Fenster herübergelacht hatten. Dort bäumte sich über brechendem Sparren- und Mauerwerk ein Gischtberg auf. Dann ritten die Wogen über die Stelle fort, als hätte nie eine Kirche dort gestanden.

„Alle Wetter! Auch ad undas! Peter, sei froh, daß ich diese Werft hoch genug habe aufbösch'en lassen. Hier holt uns der Blanke Hans nicht runter. Aber — hahaha! — deine Freunde. Die hat er jetzt verspeist.“

„Ah du lieber Gott! Pastorenhaus und Kirche und wahrscheinlich die ganze Werft!“

„Tut das alte Gerümpel dir so leid? Das war überständig wie die ganze Hallig-Heiligkeit und längst für die See reif.“

„Pastor Edleffsen tut mir leid. Und Maife. Nun müssen sie fort von der Hallig.“

„Was? Fort? Warum? Wieso?“

„Die Gemeinde ist zu arm. Sie kann sich Kirche und Pfarrhaus nicht wieder aufbauen. Die Kirchenstelle geht ein, und Süderhörn wird eine Filiale. — Es müßte denn sein, daß —“

„Na?“

„Däß du sie ihnen wieder aufbaust.“

„Ich?“

„Ja. Als Unternehmer vom Muschelwerk.“

Güldenapfel stieß ein schallendes Gelächter aus:

„Also ich soll Pastor Edleffsen 'ne neue Kirche hinschén! Raum liegt er im Graben wie noch nie, soll ich ihn wieder aufs Pferd setzen. Das ist kostbar!“

„Papa, aber du bist doch moralisch dazu verpflichtet. Denn wenn du den Steindamm gebaut oder wenigstens die Werft rechtzeitig besodet hättest, wäre sie jetzt nicht weggegangen.“

„Nein? Wäre sie das nicht? Und jetzt geht Pastor-Gottlieb mit weg! Hahaha! Aber wohin? Auf'm Festland wollen sie ihn nicht. Ist ihnen viel zu verrückt. Ist ja auch 'n bloßer Aushilfspastor. Nur für 'ne Hallig gut.“

„Das ist es ja eben. Wovon sollen sie nun leben?“

„Ja, mein Junge, wovon wohl? Und wovon erst heiraten? Das können wir ja mal als Preisfrage ins Hallig-Sonntagsblatt setzen lassen. Wer sie löst, kriegt 'nen Daler.“

„Mir krepelt sich alles um, wenn du so von Pastor Edleffsen sprichst.“

„Du sehst dich wohl förmlich nach deinen Freunden da drüber?“ Güldenapfel wies auf die vom Mondchein hell beschienene Werft, an deren Langseite man Menschen arbeiten sah.

Peter blickte durchs Glas:

„Edleffsen steht im Wasser. Dieß und Karljochen auch. Sie haben lange Stangen in der Hand, damit schieben sie die Schollen und Eisblöde zurück.“

„Und du sei froh, daß du hier, dank deines Vaters Fürsorge, im Trocknen stehen kannst, abgesehen natürlich — pfui Teufel! — von diesen verdammten Brechern.“

Ich gäbe
was drum,
wenn ich
ihnen mit-
helfen könnte.
Sie verteidigen
die Werft
gegen das
Meer, wie's
die Pflicht der
Werftleute ist.
An den Häu-
sern, um die
sie im Wasser
stehen und
vielleicht er-
trinken müs-
sen, wenn's
die See will,
hab' ich auch
mitgebaut.
Und darum
möchte ich jetzt
mit in der

Reihe stehen. Und ich möchte — ein Eisblock nähme
mich mit weg, mitten in meiner Pflicht. Dann hätte ich
von der Schuld gegen Lambert ein Stück geführt!"

„Junge, lasst dich mit deinem Lambert einpöbeln. Du
kommst mir heute Abend wahrhaftig so vor, als wärst du
aus dem großen Lutherschen Katechismus entsprungen.“

„Ich wollte, ich könnte mir selbst entspringen. So ist
mir heute Abend zu Mute.“

„Dann nimm einen von diesen heiligen Springstöcken“,
rief Güldenapfel lachend und wies auf das jetzt antreibende
Sparrenwerk des Kirchendaches.

„Man sieht nichts mehr von der Werft“, sagte Peter
schaudernd. „Sie ist zur See geworden.“

„Und ihre Ortsangelesenen wahrscheinlich wieder zu
Seefahrern. Ich bring der Gesellschaft meinen Rest. Und
dann machen wir die Kojenschotten dicht und schlafen wie
die Eskimos. Komm, Junge!“

Sie gingen ins Haus. Peter kroch ins Nest. Der Kom-
merzienrat feuerte in der Kambüse noch einmal kräftig ein
und öffnete die Tür nach der Kammer, um dort die Wärme
hineinzulassen. Sein langes Habichtsgesicht glühte, und aus
den Augen leuchtete ihm der Punsch. Güldenapfel trank
sonst immer mäßig: heute hatten Aufregung, Sturm und
Kälte ihn über das gewohnte Maß hinausgebracht. Der
Rausch tobte in seinem Hirn, flamme durch seine Sinne und
zeigte ihm die schöne Frau Nautilus so leuchtend und be-
gehrnswert wie nie. Sie lächelte ihm zu; ihm war, als
müsste sich die Mauer spalten und sie hereinentreten.

Er hob das Glas:

„Dein Wohl, Erdmutte Nautilus! Sag deinen Toten
ab und komm zu dem Lebenden!“

Im gleichen Augenblick barst die Hausmauer mit einem
dumpfen, prasselnden Krach. Die Kambüsentür sprang
von einem Stoß auseinander. In dem hell durch die Lüde
hereinbrechendem Mondlicht schob sich ein dunkler Gegen-



Gasthof „zum Hirschen“ in Matten bei Interlaken. (Illustration aus „Gaud Bovy Schweizer Bauernkunst“.)

stand vor Güldenapfels Füße. Er sah in ein weißes Totengesicht. Und das sah wieder ihn an — schweigend — und drohend.

„Der Staatsanwalt!“ schrie Güldenapfel zurücktaumelnd. Er ließ sein Punschglas fallen, sprang aus dem Fenster und lief, halb wahnsinnig vor Entsetzen, die Werftkappe entlang.

„Der Staatsanwalt will mich holen!“

Mit aller Wucht rüttelte er an der Tür des Fabrikgebäudes, in dessen Innern es brauste und gurgelte. Als wollte er dort, in seinem Werk, eine Zuflucht vor diesem toten Nebenbuhler und Rächer am Rächer suchen. Der Staatsanwalt! Hatte der Wahnsinn den vergeblich rüttelnden Armen Simsonkraft verliehen? Das Tor sprang auf, gleichzeitig aber wankte das Gebäude in seinen Grundfesten und stürzte dann, krachend und prasselnd, in seine Tiefe und über dem Körper seines Bauherrn zusammen.

46.

Pastor Edleffsen, Diez und Karljochen hatten in der Reihe der übrigen Halligleute gegen das Wasser und das Eis gestanden wie die Helden. Edleffsen mit seinem Hühnleinleib wie der Riese mit der Stange aus dem altdeutschen Heldenlied voran. Hinter ihm seine Männer. Das Leben hatten sie eingesetzt. Die Meeresburg gehalten. Der Feind rollte und rollte mit Röß und Troß ab und ließ die Eisleichen seiner Gefallenen auf der Walstatt.

Und hinter ihnen hatten die Frauen gestritten, mit Marketenderdienst, mit Zuruf, mit Anflehung der himmlischen Mächte gegen die Unholde der Tiefe. Wie die Frauen der alten Germanen in der Wagenburg, wenn die übermächtigen, gepanzerten Legionen gegen letzte, verlorene Häuslein anrannten.

Unter ihnen Frau Nautilus und Maife; diese wie immer bei außerordentlichen Angelegenheiten in ihrer Hallig-Kriegertracht.

Die Viertelstunden waren geflossen wie Blei. Und als im tidenlangen Alusharren die Beine und der Leib vom eisigen Wasser, die Arme von der Lanzenarbeit allmählich erstatte, hatte ihnen auch das Herz gewankt.

Um schlimmsten, als das Pfarrhaus und zuletzt die vom Mondlicht plötzlich gespensterhell durchleuchtete Kirche im Gischt versanken.

Und zum zweiten Mal, als das lange Gebäude auf der Verlorenen Werft wie ein von unten her, durch einen Herzstich gefalltes Tier — fast wie der Golddrache Fasner selbst — in seine eigene Tiefe schob.

„Nun werden wir heimatlos!“ rief Maile, als die ablaufende Ebbe die Ruhepause vergönnte.

„Nein, nein!“ riefen die Halligmänner und Frauen im Schulhauspesel.

„Heimatlos, ja! Aber nicht hoffnungslos!“ sagte Edleffsen, sein vom Salzwasser turpferfarbiges Gesicht seiner Tochter und Frau Nautilus zufehrend.

Dieser krampfte sich das Herz zusammen. Sie ging hinaus, während Maile zum Teetopf griff und trozig die Reihe herum einschänkte, als wollte sie alle Anwesenden zu einem sofortigen Radezug begeistern.

Edleffsen folgte Frau Nautilus.

„Nicht bloß heimatlos! Auch existenzlos, Sie Teurer!“ sagte sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. „Diese Nacht hat uns allzu gut getroffen!“

„Ei, wer wird so schwarz sehen! Morgen ist wieder Tag, trotz allen Zusammenbruchs höchster Festtag. Da wollen wir diese Schreckensgespenster, die jawohl heute Nacht die ganze altgermanische Hölle gegen uns ausgespien hat, wieder zum Tempel hinausjagen.“

„Sie hatten ihre Gedanken im Eiskampf. Aber als erst die Kirche und nachher das Werftgebäude einstürzte, habe ich an die Zukunft denken müssen. Mein Vermögen liegt in der Halligkante. Und die Fabrik, die es wieder herauswirtschaften sollte, liegt jetzt im faulen Grund. Wie soll ich Dieß ins Auge sehen? Womit sollen wir dem Leben selbst ins Auge sehen? Alles, alles ist verwüstet!“

„Richtig ist verwüstet, Erdmutter“, sagte Edleffsen, ihre Hände ergreifend, „so lange wir uns selbst haben. Für alles andere wird sich Rat finden. Einem ganzen Meer haben wir Trost geboten und müssen es noch einmal, wenn die Flut zurückkommt. Und nun sollten wir vor der Zukunft die Flagge streichen, weil uns ein Feind die Planke unterm Leib weggezogen hat, die uns die nächste Welle schon wiedergeben kann.“

„Ach, welche Macht möchte die wohl bewegen, lieber Freund“, erwiederte Frau Nautilus traurig.

„Diese Hände!“ rief Edleffsen zuversichtlich. „Die schlagen jeden Feind, solange meine Germanenfrau und meine beiden Germanenkinder mir mutig zur Seite stehen. Denken Sie doch an das ewig schöne Faustwort aus der großen Deichungs- und Meeresszene, in der wir jetzt selbst die Schauspieler sind:“

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Nun lächelte sie unter Tränen:

„Sie haben recht! Ich war zum zweitenmal im Be- griff, wegen dieser Hände an mir selbst untreu zu werden. Volkert, ich folge Ihnen — und diesmal, wenn's sein muß, bis ans Ende der Welt. Aber unser Feind? Was mag aus dem geworden sein?“

„Wir werden es morgen sehen.“ —

(Schluß folgt.)

Verkehrsprobleme und Bebauungsplan rund um den Bahnhof von Bern.

Wir haben in der Schweiz nur vier Städte mit einer Einwohnerzahl von über 100.000. Diese Städte haben zusammen nicht ganz 600.000 Einwohner, im Verhältnis zur gesamten Schweizerbevölkerung von annähernd 4 Millionen also wenig. Durch das Eidgenössische Statistische Amt ist festgestellt worden, daß die Städte von 1926 bis 1928 zusammen einen Bevölkerungszuwachs von rund 50.000 Einwohnern erhalten haben. Es hat sich ferner als allgemein gültige Tatsache ergeben, daß die Zuwanderung von außen her mit 90 Prozent die Städte größer macht, und daß nur der kleine verbleibende Rest auf den eigentlichen Geburtenüberschuß zu buchen ist. Um das Jahr 1900 betrug die Zahl der Geburten pro 1000 Einwohner 27, in den letzten zwei Jahren noch 12 bis 13. Da gleichzeitig die Sterblichkeit von 19 auf 11 Prozent zurückgegangen ist, so ergibt sich aus diesen Faktoren ein Rückgang des Geburtenüberschusses von 12 auf 1—2 Prozent.

Wir sehen daraus, daß die Entwicklung unserer Bevölkerung nur langsam vor sich geht, soweit es sich um die Zunahme handelt und daß die Stadtvergrößerungen in gewissem Sinne wenigstens eine sehr relative Sache ist. Zudem beträgt die Bevölkerungszunahme nicht in allen Städten gleich viel, so kommt z. B. Bern erst nach Zürich und Basel. Wenn wir trotzdem in der Bundesstadt vor bedeutenden, z. T. schwierigen Verkehrsproblemen stehen, so liegt die Ursache zum großen Teil in der raschen Zunahme aller Verkehrsmittel: der Eisenbahnen, aber ganz besonders der Autos, der Motorvelos, der Bemos. Obwohl Bern gerne als ruhige Beamtenstadt mit stark bäuerlichem Einschlag gelten möchte, haben sich in den letzten Jahren an einigen Verkehrspunkten Verhältnisse gebildet, die oft an regelrechten Großstadtbetrieb erinnern und die in unserem engeren Rahmen zur Kalamität werden. Ganz besonders die nächsten Plätze und Straßenzüge um den Hauptbahnhof herum rufen dringlich nach sorgfältiger Prüfung aller diesbezüglichen Fragen und Probleme. In absehbarer Zeit wird der Berner Bahnhof neu- und umgebaut; im nächsten Frühjahr soll die neue Lorrainebrücke eröffnet werden; verschiedene bauliche Veränderungen werden sich daraus ergeben und eine Neuregelierung des Verkehrs wird sich nicht mehr länger hinausschieben lassen.

In Unbetracht dieser Verhältnisse haben, wie erinnerlich, dieses Frühjahr der Gemeinderat der Stadt Bern, die Direktion des Burgerpitals der Stadt Bern und die Generaldirektion der schweizerischen Bundesbahnen einen öffentlichen Wettbewerb veranstaltet, um den Fachleuten Gelegenheit zu geben, in großzügiger Weise Vorschläge zu unterbreiten hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung des Bahnhofs- und des Bubenbergplatzes und der dortigen Verkehrsregelung. Im ganzen sind 67 Projekte eingereicht worden, die vom Preisgericht in der Zeit vom 16. bis 18. April d. J. geprüft und studiert worden sind. Wenn dieser Zeitpunkt nun auch bereits einige Monate zurückliegt, so hat das Problem selbst inzwischen nicht an Aktualität verloren. Im Gegenteil. Die Zeit marschiert, und die Lösungen der verwiderten Verkehrsfragen drängen immer mehr zu einer gründlichen Erledigung.